



*Gegen Rechts-
extremismus:
Mitarbeiter
des Landeskir-
chenamtes der
EKM.*

DIE KIRCHE UND DER STAAT

Die frohe Botschaft von der Gnade Gottes lautet nicht: Schafft das Reich Gottes auf Erden. Sie lautet: Du bist ein Sünder, so wie deine Mitmenschen, und Gott liebt dich trotzdem. Er wird dich gesundmachen, wenn

du es zulässt – und er, nicht du, wird das Reich Gottes aufrichten. Wer diese Botschaft ignoriert und glaubt, das Reich Gottes selbst errichten zu können, der

wird das Gegenteil von dem erreichen, was Christus gepredigt hat; er wird Unfrieden stiften, Ungerechtigkeit schaffen und sich über seine Mitmenschen erheben.

*Du bist ein
Sünder und
Gott liebt dich
trotzdem*

Und er wird die Grundlagen des freiheitlichen Rechtsstaats zerstören, in dem wir leben; jene staatliche Ordnung, von der Martin Luther gesagt hat, dass ihre Existenz angesichts der menschlichen Natur ein Wunder sei. Politisches Engagement eines evangelischen Christen sollte in diesem Sinne zum Ziel haben, die staatliche Ordnung zu erhalten (Mt 22, 21; Röm 13, 1-7). Das ist sicher viel langweiliger als das Schaffen einer besseren Welt, und es eignet sich nicht dazu, sich moralisch über seine Mitmenschen zu erheben. Aber dafür birgt es die Chance, tatsächlich Gutes zu wirken. Die evangelische Kirche sollte endlich auf die Kritiker ihrer Politisierung hören. ●

Erstveröffentlichung im Rotary Magazin 04/2017. Wir danken für die Abdruckerlaubnis.

Theologie/Kirche

Soll auch im Gottesdienst jeder gleichviel zu sagen haben?

Vikariat 1968

– von Wolfhart Schlichting –

Der frische Wind fuhr auch mir durchs Haar. Die Metapher meint, eine Stimmung des Aufbruchs. 1968 begann mein Vikariat. Ich tat Dienst in einer provisorischen Notkirche am Rande einer Universitätsstadt.

Die Doktorarbeit war eingereicht. Für Ende des folgenden Jahres war eine Aussendung in die Dritte Welt vorgesehen. Bei der Predigtvorbereitung lag das Marx-Zitat in Reichweite, das den Philosophen nachsagte, sie hätten die Welt immer nur verschieden interpretiert, „es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“



TALARE LÜFTEN

Im Jahr zuvor hatten Hamburger Studenten die gravitatische Prozession traditionell geschmückter Professoren der Lächerlichkeit preisgegeben, indem sie ein Spruchband voraustrugen, dessen Reim sich einprägte: Den „Muff von tausend Jahren“ meinten sie, „unter den Talaren“ zu riechen. Nicht dass ich ihnen zugejubelt hätte. Aber auch ich fühlte mich unbehaglich in dem wilhelminischen Mobiliar eines bürgerlich korrekten Professorenhauses, in dem ich wegen des Rigorosums vorsprach. Sogar gotische Dorfkirchen in Franken empfand ich als mögliche Mittelpunkte meiner künftigen Berufsausübung fast als beklemmend; ich hätte lieber im Freien gepredigt. Meine Idole trugen den Hemdkragen offen wie David ben Gurion, und das Haar oft wirr.

Obwohl es mir fernlag, Repräsentanten staatlicher Gewalt die Menschenwürde abzuerkennen, wie es die RAF-Terroristen taten, was sich bis heute in linksextremer Brutalität gegenüber Polizisten fortsetzt, kochte doch auch in mir eine gewisse Aufgebrachttheit hoch, sobald ich Personen in Uniform sah.

Bis heute wundere ich mich über die trennende und verbindende Kraft solcher Äußerlichkeiten; wie mir überhaupt ungeklärt blieb, wodurch sich letzten Endes Lebensstimmung, Zeitgeschmack, Mode oder Stilrichtung von Zeit zu Zeit nahezu zwingend verändern; was drängte Auftraggeber und Künstler dazu, erhabene Kirchengewölbe mit Stuck zu überkleben und ernste Andachtsräume in glitzernde Festsäle voll Zierrat zu verwandeln? Was raubte den Leuten wenige Jahrzehnte später die

Freude an Rokoko-Schnörkeln und machte ihnen klassizistische Symmetrie zur Augenweide? Welches Überlegenheitsgefühl erlaubte es, die barocke Pracht zu zerschlagen und einen Dom wieder zu karger Gotik zu purifizieren?

Ich habe unreflektiert das ästhetische Empfinden der 60-er Jahre geteilt und wunderte mich später, dass mich die vorher verschmähten Werke des Jugendstils entzückten, und ich sogar dem Anblick historistischer Bauten etwas abgewinnen konnte.

Wer beim Predigen den Hörern nahe sein will, wird sich, auch wenn er ausdrücklich nur Gottes Wort auslegt, Vokabular und Anschauungsmaterial aus dem, was gerade im Schwange ist, entleihen.

So gingen die Phasen der Dritte-Welt- und Atom-Tod-Predigten vorüber. Und Marx-Zitate gelten gegenwärtig nicht als Zeichen guten Geschmacks.

So lüftet frischer Wind immer wieder den „Muff“ „unter den Talaren“, und man weiß nicht, woher er kommt, und wohin er geht.

GOTTESDIENST ALS PALAVER

Ich trug nun selbst Talar und hielt Gottesdienste in einem Kirchenraum. Die Zeitung berichtete, dass an der Universität Vorlesungen abgebrochen wurden, weil Studenten sich für das Vorgetragene nicht interessieren wollten, sondern auf offener Diskussion über Themen bestanden, die ihnen momentan vordringlich schienen. Neuerdings wurden auch Gottesdienste „gestört“. Ich machte mich darauf gefasst, dass Demonstranten auch meinen Gottesdienst unterbre-

chen würden. Als Störung wollte ich das nicht empfinden. Ich nahm mir vor, sie unerschrocken und aufgeschlossen zu empfangen, ihnen mit



Johann
Baptist Metz
(*1928)



Jürgen
Moltmann
(*1926)

ihren Plakaten Platz um die Altarstufe einzuräumen und eine Diskussion über ihre Themen im Anschluss an die Predigt zu versprechen. Aber nie verirrtten sich „Störer“ in meine Notkirche.



Viele ihrer Anliegen teilte ich. Der frische Wind der „Revolution“ wehte auch in meinem Kopf. In meiner Sicht verlangte Paulus in Römer 13 nicht blinde Unterordnung unter die jeweils bestehende Obrigkeit, sondern gab Einblick in deren göttliche Dienstanweisung. Obrigkeit muss, schlicht gesagt, die Guten schützen und die Bösen bestrafen. Christen können beurteilen, ob „die Mächtigen“ diesem Auftrag nachkommen. Tun sie es nicht, haben sie ihr Recht als Obrigkeit verwirkt und sind, notfalls revolutionär, durch eine bessere Regierung zu ersetzen. So wollte ich im Rahmen der lutherischen Zwei-Reiche-Lehre den Marx'schen Impuls, die Welt zu verändern, mit dem paulinischen Gebot, der Obrigkeit zu gehorchen, in Einklang bringen.

Eine Veröffentlichung in den Lutherschen Monatsheften trug mir die ehrenvolle Einladung ein, mich bei einer Tagung der Paulus-Gesellschaft an der Universität Bonn an einer Podiumsdiskussion zu beteiligen. Als

namenloser Vikar fieberte ich dem Gespräch mit dem Prager Reform-Marxisten Milan Machovec, dem Star der „Theologie der Hoffnung“, Jürgen Moltmann, dem berühmten Oberpfälzer Landsmann Johann Baptist Metz und anderen entgegen. Aber die 1968 übliche Turbulenz großer Veranstaltungen führte dazu, dass die Tagung abgebrochen werden musste, bevor wir das Podium besteigen konnten. Eine Studentengruppe hatte sich der Saalmikrofone bemächtigt und stimmte nach einem Wortwechsel mit der Tagungsleitung die Internationale an, in deren inbrünstigem Gesang alle Argumente versanken.

KOMMT AUCH GOTT ZU WORT?

Die verhinderten Podiumssprecher begaben sich in ein nahe gelegenes Lokal. Und der Abend in dieser Runde blieb für mich ein Höhepunkt des



Der Reform-Marxist Milan Machovec (1925-2003) mit Studenten

Jahres 1968. Die Stimmung war gelöst. Man sah in den Störern nicht Feinde des Glaubens und Zerstörer jeder Kultur.

Aber als ich mich zu Hause eines Sonntags nach dem Gottesdienst mit anschließendem Kindergottesdienst aus meiner Notkirche zu Hauptkirche begab, wo mittlerweile im Gemeindesaal ein geladener Theologe die Kirchenvorsteher und Gemeindeglieder über neue Erkenntnisse aufgeklärt hatte, meinte ich, nicht frischen, sondern widrigen Wind zu spüren.

Ich weiß nicht mehr, ob ich die letzten Sätze des Vortrags noch gehört habe, oder ob mir Kirchenvorsteher davon erzählten: Er habe gesagt, die Ordnung, dass im Gottesdienst ein einzelner rede, und alle anderen zum Zuhören verurteilt seien, stelle eine unzumutbare Unterdrückung mündiger Gemeinde dar. Die Predigt, etwa gar von einer erhöhten Kanzel herab, sei ein repressiver Akt, und müsse abgeschafft werden.

Mir fiel zunächst die bekannte Karikatur Schleiermachers durch Karl Barth ein: „Im Begriff, das Christentum zu verkündigen, fällt es ihm zu seinem Bedauern auf, dass die anderen modernen Menschen ja gar nicht oder nur kopfschüttelnd zuhören, und so lässt er den schon aufgeschlagenen Text auf einen Augenblick liegen, wo er liegen mag, und steigt zunächst von der Kanzel wieder herunter, um mit der für diesen Augenblick in ein Publikum sich verwandelnden Gemeinde zu parlamentieren.“¹

Aber während Barths Schleiermacher die Kanzel anschließend wieder besteigen wollte, forderte dieser

68-er-Theologe, dessen Namen ich vergessen habe, das Predigen grundsätzlich zu unterlassen. Das war nur die Übertragung des absurden Verlangens einer Fachschaft z.B., an der Göttinger Universität, die „Institution Vorlesung“ endgültig abzuschaffen, weil sie eine „undemokratische, autoritäre Veranstaltung“ sei², in dem Raum der Kirche.

Ich hatte dabei das Gefühl, dass mir der Boden unter den Füßen weggezogen wurde.

Denn worin sonst bestand der Dienst, zu dem ich mich berufen sah, als darin, mich in die Reihe derer zu stellen, die durch verkündigende Auslegung biblischer Texte im Gewissen angesprochen und zum Glauben gekommen waren, dass es so etwas wie „Wort Gottes“ gibt? Davon bin ich mein ganzes Dienstleben über ausgegangen, dass der lebendige Gott durch Menschenworte der Bibel jedes Mal von neuem zuerst mich als Prediger und dann durch mich die Gemeinde zur Umkehr bewegen will und kann. Nur auf dieser Grundlage hatte ich mir vorstellen können, eine Störung des Gottesdienstablaufs nicht als Störung zu bewerten, sondern als Gelegenheit, Gottes Wort zu bezeugen.

1968 war auch das Todesjahr Karl Barths. Seiner Wort-Gottes-Theologie war es in erheblichem Maß zu verdanken, dass ein Teil der evangelischen Kirche die Kraft fand, der Ideologie des Nationalsozialismus die Stirn zu bieten. Seine calvinistisch-wiedertäuferische, in lutherischer Sicht „schwärmerische“ Idee, die „Bürgergemeinde“ könne zu

*Die Vorlesung
als undemokratische
Veranstaltung
abschaffen*

* Anmerkungen S. 124

Theologie/Kirche

Revolution auf Fränkisch

1968 im beschaulichen Erlangen

– von Gerhard Müller –

Heinz Duchhardt zum 75. Geburtstag

Am 2. Juni 1967 war der Student Benno Ohnesorg in Westberlin während einer Demonstration gegen den Besuch des Schahs von Persien erschossen worden. Viele Menschen meinten damals, dass dieser Schah ein undemokratisches, autoritäres Regime führe, dem die Ehre eines Staatsbesuchs in der Bundesrepublik Deutschland nicht gebühre. Deswegen gingen sie auf die Straße. Der Tod von Benno Ohnesorg wurde zum Symbol dafür, dass es auch in Westdeutschland nicht so weitergehen könne. „1968“ steht hier – wie allgemein üblich – nicht für das Kalenderjahr, sondern für eine Bewegung, die früher begann und deren Auswirkungen bis in unsere Gegenwart hinein reichen.

einem Abbild der „Christengemeinde“ verklärt werden, scheint seine Schülerschaft gegenüber dem Sozialismus gutgläubig-wehrlos gemacht zu haben, sodass sie sich 1968 als nicht widerstandsfähig erwies. Über den Scherben ihrer Illusion mochte nach gut einem halben Jahrhundert Pause die Stunde der liberalen Troeltsch-Epigonen schlagen. Auch Theologie-Moden kommen und gehen.

Aber in dem berühmten Briefwechsel des jungen Karl Barth mit Adolf von Harnack, dem ehrwürdigen Repräsentanten liberaler Theologie, im Jahr 1923 ging es nach Barths Verständnis nicht um frischen Wind, in dem muffige Talare auszulüften waren, sondern im Ernst um den „sel'gen Wind“ (Ambrosius Blarer), der pfingstlich bewirken soll, „dass aufgeh rechter Glaube, / und unsre Zunge ganz Feuer werd, / nichts rede als dein Lob auf Erd / und was den Nächsten bauet“ (EG 127,3).



Karl Barth
(1886-1968)

Das allgemeine Diskutieren ist mangels Kompetenz bald wieder verstummt. Das Vortragen ist wieder gang und gäbe. Aber der Freimut autoritativer Verkündigung im Modus des prophetischen „So spricht der Herr“, der sich auf das „Es steht

geschrieben“ stützt, hat sich aus Angst, als persönlicher Machtanspruch missdeutet zu werden, verkrochen. Und der Vortrag unverbindlicher Ansichten langweilt. Wenn es um Ansichten geht, ist in der Tat nicht einzusehen, wieso ein einzelner die seinen auf der Kanzel vortragen darf, ich dagegen meine widersprechenden nicht. Im Gottesdienst hat nicht jeder gleichviel zu sagen. Vielmehr müssten sich alle gemeinsam dem Wort Gottes beugen.

Karl Barth fragte in seinem zweiten Offenen Brief an Herrn Professor von Harnack: „Was denn, wenn wir von Sentimentalitäten absehen wollen, Glaube etwa anderes sein könne, als der Gehorsam, den ich einem menschlichen Wort schenke, das mir Gottes Wort als an mich gerichtet bezeugt, als wäre es selber Gottes Wort.“³

Zu denken gab mir im Jahr 1968, dass ich eines Tages auf dem Weg zur Mensa an Baumstämme geklebte Plakate lesen musste, auf denen ein bekannter jüdischer Professor quasi als Faschist angeprangert wurde. Erinnerste das nicht an Pogromhetze? Bei ihm hatte ich einige Semester zuvor eine Vorlesung über Paulus gehört, die für mich eine der eindrücklichsten neutestamentlichen Vorlesungen meines Studiums war. Als Historiker verhehlte er nicht seine Hochschätzung des Preußentums. Auf den Hetz-Plakaten gegen ihn zeigte mir „1968“ sein böses, feindliches Gesicht. Was wie frischer Wind erscheinen wollte, schien hier von einem fanatischen Ungeist eingeblasen zu sein. Und ich fragte mich, ob nicht auch das „Stören“ von Gottesdiensten im Grunde zum Ziel hatte, das Wort Gottes zum Verstummen zu bringen. ●

Dieser Artikel ist ein Auszug aus der Zeitschrift:

CA - Confessio Augustana

Das Lutherische Magazin für Religion,
Gesellschaft und Kultur

1968er Revolution



Heft 2 / 2018

CA wird herausgegeben von der Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e.V.
<http://www.gesellschaft-fuer-mission.de>

Weitere Artikel stehen unter <http://confessio-augustana.info>
zum Herunterladen bereit.

Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e.V.
Missionsstraße 3
91564 Neuendettelsau
Tel.: 09874-68934-0
E-Mail.: info@freimund-verlag.de